



Foto: pixabay

Die Stadt Wien wird weiterentwickelt – nun mit Unterstützung eines Qualitätsbeirats.

„Wir müssen im Maßstab der Stadt, nicht in Wohnanlagen denken“

STANDPUNKT



WohnenPlus Digital
mehr online unter
wohnenplus.at

Rudolf Scheuven Professor für örtliche Raumplanung und Stadtentwicklung an der TU Wien und Mitglied des neuen Wiener Qualitätsbeirats. Im Interview erklärt er, was dessen Aufgaben sind und wie man das Wohnen auf die Quartiers- und Stadtebene bringt.

— MAIK NOVOTNY

Der Wiener Qualitätsbeirat hat 2021 seine Arbeit aufgenommen, der erste von ihm mitbetreute Wettbewerb in der Meischlgasse im 23. Bezirk ist gestartet. Was genau ist die Aufgabe des Qualitätsbeirats?

In der Vergangenheit hat sich bei der Quartiersentwicklung der starke Unterschied zwischen dem regulierten geförderten und dem weniger regulierten freifinanzierten Wohnbau bemerkbar gemacht. Es wurde klar: Wenn man das nicht steuert, fällt es am Schluss in Einzelteile auseinander. Auf der Strecke bleibt dann meist der öffentliche Raum. Ein neues Quartier kann man aber nicht nur auf Gebäudeebene entwickeln. Es braucht eine übergreifende Abstimmung: Wo sind kommerzielle, gewerbliche oder kulturelle Nutzungsbausteine oder Gemeinschaftseinrichtungen verortet, wer trägt diese und was passiert mit den Erdgeschoßzonen und dem Freiraum? Daher haben wir Leitlinien für den Qualitätsbeirat formuliert, auf denen der dialogische Prozess mit den Beteiligten basiert.

Zu welchem Zeitpunkt im Prozess kommt der Qualitätsbeirat ins Spiel?

Idealerweise schon auf der Ebene der Stadtplanung, um Qualitätshandbücher zu formulieren. Es sind auch Vertreter der Stadtplanung im Prozess beteiligt, was sehr wichtig ist. Städtebauliche Wettbewerbe sind noch sehr selten in Wien, und wenn, dann münden sie in eine Flächenwidmung. Oftmals gibt es dann einen Bruch, das Wissen und die Zielvorstellungen gehen

„Wir müssen städtischer und in längeren Zeiträumen denken. Das gilt auf allen Ebenen, von der Kreislaufwirtschaft über die Klimakrise bis hin zur Digitalisierung.“

teilweise verloren. Hier setzt der Qualitätsbeirat an, indem er die Brücke zwischen den stadtplanerischen Zielvorstellungen und der baulichen Umsetzung schlägt. Wichtig für die Arbeit im Beirat ist der dialogische Anspruch – was bedeutet, dass die einzelnen Vorhaben im steten Austausch mit Archi-

tekten und Bauträgern auf der Basis vereinbarter quartiersbezogener Ziele und Qualitätsstandards weiterentwickelt werden.

Was genau steht in den Handbüchern?

Es unterscheidet sich von Quartier zu Quartier, aber wir haben geschaut, dass sie alle dieselbe Logik und Struktur haben. Immer enthalten sind die Kriterien stadtplanerische und städtebauliche Grundsätze, ökologische und soziale Prinzipien, Resilienz, Architektur, Freiraum und öffentlicher Raum, Prozesse und Qualitätssicherung.

Ist der Qualitätsbeirat rechtlich bindend?

Das haben wir diskutiert, aber uns dann entschieden, jetzt auch ohne rechtliche Verankerung zu starten und das Instrument dann weiterzuentwickeln. Wir verstehen uns auch nicht als Hüter eines geheimen Grals, sondern als lernendes Kollektiv. Wir wollen daher jedes Jahr eine öffentliche Enquete durchführen, um Transparenz und Be-

wusstseinsbildung zu schaffen, und um sozusagen eine moralische Ebene aufzubauen, die vermittelt: Wir halten das, was versprochen wurde, auch ein. Dieser öffentliche Diskurs ist letztendlich auch ein Beitrag zur Baukultur und zur Qualitätssicherung.

In Wien ist der Wohnbau strukturell sehr auf das Objekt und das Baufeld bezogen. Wie lässt sich hier ein Quartiersbewusstsein erzeugen?

Der Wiener Wohnbau ist hochspezialisiert und schon durch seine Förderbestimmungen sehr projektbezogen. Um die Wohnbauförderung beneiden uns zu Recht viele. Mein Wunsch wäre es, sie zu einer Städtebauförderung weiterzuentwickeln in Kombination mit Förderungen für Kultur und Wirtschaft. Denn ein Quartier besteht nicht nur aus



Foto: Christian Fürchner

Wohnbauten. Es braucht übergreifende und vernetzte Ansätze und Fördermodelle. Der Qualitätsbeirat ist ein erster Schritt in diese Richtung. Auch auf der Stadtplanungsebene tut sich einiges. Hier gibt es neue Instrumente wie die Stadtteilentwicklungskonzepte, die die Lücke zwischen dem STEP (Stadtentwicklungsplan) und den einzelnen Standorten überbrücken und einen integrierten Ansatz verfolgen.

Das Wohnangebot wird immer weiter ausdifferenziert, mit spezifischen Angeboten von Alleinerziehenden bis Mehrgenerationenwohnen. Was bedeutet das für das Quartiersumfeld und die Stadt?

Ja, dieses „Themenwohnen“ ist nicht unproblematisch. Wohnen für junge Familien ist schön und gut, aber was, wenn die Familien älter werden? Baut man dann alles um? Ich würde den Blickwinkel umdrehen und fragen: Wie anpassungsfähig sind die neuen Quartiere bezogen auf sich ändernde Lebenssituationen und -stile, auf veränderte ökologische, ökonomische und

technologische Rahmenbedingungen. Wir müssen städtischer und in längeren Zeiträumen denken. Das gilt auf allen Ebenen, von der Kreislaufwirtschaft über die Bewältigung der Herausforderungen der Klimakrise bis hin zur Digitalisierung. In einem anderen Gespräch habe ich mal den Vorschlag eingebracht, das Instrument einer Zukunfts-Verträglichkeitsprüfung einzubringen. Es lohnt sich, darüber weiter nachzudenken.

Wie kann man eine urbane Mischung erreichen?

Diese Mischung kann der Wohnbau auch nicht alleine schultern, das würde das derzeitige System überfordern. Von daher müssen wir die vorhandenen Instrumente im Sinne integrierter, vernetzter Ansätze weiterentwickeln. Was wäre, wenn wir uns in Wien beispielsweise dazu entscheiden würden, solche Konzepte an ein oder zwei Modell- oder Laborquartieren zu erproben, in denen wir neue Formen der Mischung und den Anspruch der urbanen Resilienz in den Fokus rücken? Das könnte eine ideale Fortsetzung der IBA sein. Kein rechtsfreier Raum natürlich, aber ein Quartier, in dem man übliche Abläufe außer Kraft setzt.

Der städtebauliche Maßstab hat es traditionell schwer in Wien, auch bei den Architekten. Beobachten Sie hier einen Wandel?

Auf jeden Fall. Als ich vor vielen Jahren nach Österreich kam, hat mich der hier gebräuchliche Begriff der Wohnanlage sehr irritiert, weil er so in sich geschlossen und unstädtisch klingt. Eine Stadt ist ja keine Wohlfühl-oase, sie darf widersprüchlich sein und Reibungsflächen erzeugen. Von Quartieren redete damals kaum jemand. Das hat sich geändert, und dazu hat vor al-

„Um die Wohnbauförderung beneiden uns zurecht viele, aber das heißt nicht, dass man sie nicht verbessern kann. Mein Wunsch wäre es, sie zu einer Städtebauförderung weiterzuentwickeln.“

lem auch die IBA einiges beigetragen. Man denkt nicht mehr ausschließlich aus der Sicht des Mieters in der Wohnung, sondern zunehmend auch aus der Perspektive einer urbanen Vielfalt. Der Städtebau übernimmt hier eine wichtige Rolle. Eben weil er den stabilen und belastbaren Rahmen für die künftige Entwicklung und vielfältige Ausformungen schafft, und damit auch das

Rudolf Scheuven

ist seit 2008 Professor für örtliche Raumplanung und Stadtentwicklung an der TU Wien. Seit 2014 ist er Mitgründer und Gesellschafter von Raumposition in Wien und daneben Gesellschafter des Planungsbüros scheuven + wachten plus in Dortmund. Er ist Mitglied zahlreicher Gremien (u. a. Aspern-Beirat) und seit 2021 im Qualitätsbeirat.

urbane Zusammenspiel von Dauerhaftem und Temporärem ermöglicht.

Mit temporären Zwischennutzungen tut sich Wien eher schwer.

Nicht unbedingt. Das modulare Studentenwohnheim in der Seestadt ist ein Beispiel. Wir könnten uns solche Räume in jedem Quartier leisten, mit vielfältigen, auch kulturellen Nutzungen. Natürlich muss das begleitet und moderiert werden. Einfach nur einen Acker freizuhalten, wäre möglicherweise kein guter Ansatz. Aber wenn man über temporäre Nutzungen ein Zeitfenster öffnet, ergibt sich die Möglichkeit, auf sich entwickelnde Bedarfe reagieren zu können. Wichtig wäre daher, dass wir uns, gerade bei komplexen Projekten, sogenannte „Weißräume“ im Quartier offenhalten, die zu einem späteren Zeitpunkt bespielt werden. So können wir Entwicklungsprozesse stimulieren, ohne immer alles dingfest zu machen.

In Wien plant man jetzt nach dem Vorbild der Superblocks in Barcelona die Supergrätzl. Wie urban ist das Supergrätzl?

Ich höre oft, dass Wien eine Großstadt mit dörflichen Elementen sei, aber das halte ich für eine etwas verklärte Sichtweise. Es kommt darauf an, welches Verständnis von Urbanität zugrunde gelegt wird. Verkehrsberuhigte Straßen schaffen mehr Lebensqualität – auch mehr urbane Lebensqualität. Dies gilt auch für das sogenannte Supergrätzl. Daran kann kein Zweifel bestehen. Aber wir müssen auch dafür Sorge tragen, dass nicht jeder gewonnene Raum mit Projekten des Urban Gardening belegt und damit die öffentlichen Räume neu privatisiert werden. Und noch ein Nachsatz: Das, was für das Supergrätzl im Bestand gilt, gilt auch für die Entwicklung neuer Quartiere. Wir müssen uns lösen von der Wohnanlagen-Mentalität und uns hinbewegen zu einem städtisch-urbanen Anspruch. 

